

Dokumentarisches

Von der Schulbank an die Front zur Roten Armee – bis zum Sieg über den Hitlerfaschismus. Erinnerungen

Gregor Kurella¹

In diesem Jahr begehen wir am 8. und 9. Mai die 70. Wiederkehr des militärischen Sieges der Antihitlerkoalition über die nationalsozialistische Gewaltherrschaft in Europa. An diesem Sieg hatten die Völker der UdSSR und ihre Armee einen herausragenden Anteil; sie hatten die Hauptlasten und größten Opfer zu tragen. Zugleich gedenken wir der Befreiung der Völker Europas, denen durch diesen Sieg die Chance für Frieden, Freiheit und Demokratie eröffnet wurde. Wir, die wir heute leben, und auch jene, die uns folgen, verdanken diesem Sieg und dieser Befreiung die Grundlagen ihres Lebens. So ist dieses Gedenken stets auch eine Mahnung, den so schwer errungenen Frieden zu erhalten. Die grausamen Tragödien, die sich in jüngster Zeit in verschiedenen Ländern abspielen und die sich in unzähligen Einzelschicksalen widerspiegeln, Krisen und neue Kriege haben diese Mahnung inzwischen zu einem eindringlichen aktuellen Gebot werden lassen, noch aktiver und entschlossener zu handeln, um eine Wiederholung dieser schrecklichsten Katastrophe des vergangenen Jahrhunderts nie wieder zuzulassen und unseren Planeten vor den ihm drohenden Gefahren zu bewahren.

In diesem Sinne kehre ich, der zu jenen deutschen Emigranten gehört, die vor dem Faschismus flüchten mussten und als Freiwillige in den Rei-

1 Gregor Kurella wurde 1925 in Möser (Sachsen-Anhalt) geboren und emigrierte 1934 mit seinen Eltern Alfred und Margret Kurella in der Sowjetunion. Er hat sich bisher publizistisch nicht ausführlich zu seinem Lebensweg geäußert. Umso dankbarer ist die Redaktion, dass er dies anlässlich des 70. Jahrestages der Befreiung vom Faschismus für unsere Leser getan hat. Gregor Kurella ist Träger des „Ordens des Vaterländischen Krieges II. Klasse“ sowie u. a. der Medaillen „Für Verdienste im Kampf“, „Für den Sieg über Deutschland“, „Für die Einnahme von Budapest“, „Für die Einnahme von Wien“, „Für die Befreiung von Belgrad“, der Žukov-Medaille sowie des Ordens der DDR „Für Verdienste vor dem Vaterland, in Silber“ und der Auszeichnung der Freien Deutschen Jugend „Artur-Becker-Medaille“.

Wir gratulieren dem Autor als Frontkämpfer im Großen Vaterländischen Krieg herzlich zum 70. Jubiläum des Sieges und zu seinem 90. Geburtstag im Mai 2015. Die Redaktion

hen der Roten Armee an diesen Kämpfen teilgenommen haben, immer wieder, und ganz besonders in den Maitagen, zu meinen Kriegserinnerungen zurück, von denen mir sehr viele tief und stets wach im Gedächtnis geblieben sind.

Mein Weg in die sowjetische Emigration

Als die Nazis 1933 in Deutschland an die Macht gelangten, waren meine Eltern, die beide für die KPD und auf internationaler Ebene aktiv politisch tätig waren, in höchster Gefahr. Sie mussten ihren Wohnsitz in Deutschland so schnell wie möglich aufgeben. Ich war damals acht Jahre alt. Doch ich konnte, da ich die Umtriebe der Nazis miterlebt und von der antifaschistischen Tätigkeit meiner Eltern bereits eine gewisse Vorstellung hatte, die Situation in Deutschland schon recht gut einschätzen. Mein Vater war zu dieser Zeit im Zusammenhang mit zahlreichen Aktionen gegen Faschismus und Krieg gerade in Amsterdam und Paris und konnte gar nicht wieder nach Deutschland zurückkehren. So fuhr meine Mutter mit mir in der Nacht zum 1. April 1933 mit einem von den Nazibehörden bereits für ungültig erklärten Ausreisevisum in letzter Minute nach Frankreich. Hier holte uns mein Vater in Antibes ab. Ich hatte dort gerade das Klassenziel einer französischen Schule erreicht, als eine Abberufung meiner Mutter in die Sowjetunion eintraf, wo mein Vater inzwischen tätig war. Nicht ohne Risiko fuhr sie mit mir über Italien und Österreich im Sommer 1934 nach Moskau, wo wir am 11. August 1934 eintrafen. Obgleich ich der russischen Sprache noch nicht mächtig war, konnte ich sofort weiter zur Schule gehen: Es war die Karl-Liebknecht-Schule, die viele Kinder von Emigranten besuchten. 1938 wurde sie jedoch ganz plötzlich nach den Winterferien geschlossen und einige Lehrer, die Deutsche waren, wurden entweder verhaftet oder nach Deutschland bzw. Österreich ausgewiesen. Dies blieb mir lange ein unlösbares Rätsel.

Am 22. Juni 1941, mit dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion, wurde das Land in den schon zwei Jahre in Europa tobenden Krieg hineingezogen. Es war ein heißer Sommersonntag. Kurz zuvor hatte ich die 9. Klasse der Mittelschule beendet und noch ein Schuljahr bis zu deren Abschluss vor mir. An diesem Tag hatte ich mit einigen Schulfreunden einen Ausflug zu zwei nahe gelegenen Seen unternommen. Wir genossen ahnungslos die Sonne, als von einem Geschäft her laute, erschrockene Rufe zu uns herüberklangen, aus denen immer wieder die Worte „Krieg“ und „Einberufung“ herauszuhören waren. Noch ahnten wir nicht, dass dieses Ereignis schon bald tief in unser aller Leben eingreifen würde.

Nachdem ich bereits 1936 die Staatsbürgerschaft der UdSSR erhalten hatte, bekam ich kurz nach meinem 16. Geburtstag und wenige Tage nach Beginn des Krieges nun auch einen eigenen Pass. Nach kurzer Zeit begann die Evakuierung besonders von Kindern und Jugendlichen, sodass ich das vor mir stehende letzte Schuljahr schon nicht mehr in Moskau beenden konnte. Ich bekam die Gelegenheit, in Čistopol in der Tatarischen Autonomen Sowjetrepublik, wo ich einige Wochen meiner Ferien verbracht hatte, in einem Internat unterzukommen. Dort konnte ich weiter zur Schule zu gehen. Diese war jedoch wegen der großen Zahl der aus den Frontgebieten evakuierten Kinder so überfüllt, dass der Unterricht in drei Schichten stattfand. In den obersten Klassen begann er erst um 17 Uhr.

Nachdem ich im Sommer 1942 die Schule beendet hatte, meldete ich mich im Militärkommissariat von Čistopol und ließ mich für den Fronteinsatz registrieren, obgleich mir bis zum wehrfähigen Alter noch ein reichliches halbes Jahr fehlte. Ich musste aber ohnehin noch warten, da erst einige Formalitäten zu klären waren, die sich aus meiner deutschen Herkunft ergaben. Generell gab es damals noch keine offiziellen Entscheidungen, ob die Kinder ausländischer Emigranten in die Rote Armee aufgenommen werden konnten. Ich war nicht der Einzige von ihnen, der sich zum Dienst in der Roten Armee gemeldet hatte. Zu ihnen gehörten, wie ich später erfuhr, auch fast alle Schüler der ehemaligen deutschen Karl-Liebnecht-Schule in Moskau.

In der dritten Dezemberwoche 1942 wurde ich in das Wehrkreiskommissariat der Roten Armee zu einem Gespräch über meinen künftigen Fronteinsatz eingeladen. Man schlug mir vor, mich der 7. Verwaltung innerhalb der Politischen Verwaltung der 46. Armee zuzuweisen, der die Agitation und Propaganda unter den gegnerischen Truppen und innerhalb der Bevölkerung des Gegners oblag. Die Tatsache, dass ich die deutsche und nun auch bereits die russische Sprache akzentfrei beherrschte, machte mich für eine solche Aufgabe geeignet. Zudem hatte mein Vater große Erfahrungen im Verlagswesen und war für die Rote Armee bereits zeitweilig als freier Mitarbeiter tätig. Er war stellvertretender Redakteur aller Druckerzeugnisse der 7. Verwaltung, die in deutscher Sprache erschienen, arbeitete später an der Flugschrift des „Nationalkomitees Freies Deutschland“ mit und verfasste Lageberichte für das Sowjetische Informationsbüro, die für den Sender BBC übersetzt wurden.

Mir war klar, dass für die Arbeit mit den Kriegsgefangenen viele Kräfte als Dolmetscher und Übersetzer benötigt wurden, vor allem nach der erfolgreichen Schlacht um Moskau, als sich die Zahl der Kriegsgefangenen schnell erhöhte. Den Organen der 7. Verwaltung habe ich dann bis zum

Kriegsende angehört. In dieser Zeit habe ich an zahlreichen Befreiungsoperationen teilgenommen: an der Rückeroberung der Städte Krivoj Rog und Odessa, beim Übersetzen der sowjetischen Truppen über den Bug und bei deren Vordringen zur sowjetisch-rumänischen Grenze. Ich habe die Kämpfe der Roten Armee auf ihrem Weg durch Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien, Ungarn und Österreich (die Befreiung von Belgrad, Budapest und Wien) mitgemacht – bis der Krieg auf der Demarkationslinie der Chaussee Prag-Linz beim Zusammentreffen mit den amerikanischen Truppen für uns beendet war.

An vorderster Front

Am 25. Dezember 1942 machte ich mich mit noch 18 weiteren künftigen Rotarmisten zunächst auf den Weg nach Kazan', wo ich mich zu weiteren Absprachen melden sollte. Bis nach Kazan' ging es zu Fuß bei 15 Grad Kälte und starkem Schneetreiben. Eine andere Möglichkeit gab es nicht. Die Häuser am Stadtrand waren bis an die Dächer mit Schnee zugeweht. Drei Tage brauchten wir, bis wir die 150 Kilometer zurückgelegt hatten. Übernachtet haben wir in den Dörfern. Ich war froh, dass mir meine Mutter einen Wollpullover und Filzstiefel mitgegeben hatte. Einige junge Männer aus unserer Gruppe mussten wir unterwegs zurücklassen. Sie waren zu leicht bekleidet und wären erfroren. Wir hatten ja noch keine Uniformen.

Von Kazan' aus konnte ich dann die Eisenbahn benutzen, musste allerdings unendlich lange auf sie warten. Es gab zwar einen Fahrplan, doch der hatte bei diesem Wetter keine Gültigkeit mehr. Der Zug war überfüllt. Mit Mühe fand ich eine freie Stelle auf dem Fußboden, wo ich meinen Koffer, den ich die ganze Zeit mitgeschleppt hatte, unter eine Bank schieben konnte. Er diente mir als Kopfstütze; die Beine musste ich auf den Gang hinausstrecken. In Moskau begrüßte mich im Morgengrauen der erste Tag des Jahres 1943.

Auf Befehl der Politischen Hauptverwaltung wurde ich eine Woche später, am 7. Januar 1943, der Politischen Verwaltung der neu gebildeten Südwestfront als Militärangehöriger der Roten Armee (ohne Rang) zugeteilt. Noch am selben Tag machte ich mich mit zwei weiteren Militärangehörigen auf den Weg nach Meškovskaja, einer westlich des Dons gelegene Kosakenstaniza, in der sich der Stab der Front befand. Einen meiner Begleiter kannte ich bereits. Es war Tanja Seehof, mit der zusammen ich bis 1938 die deutsche Schule in Moskau besucht hatte. Der andere, Viktor Gofman, ein bedeutend älterer Oberleutnant der Reserve, der leid-

lich deutsch sprach, war als Regisseur im Opern- und Ballettheater in Perm' tätig gewesen. Wiederum mussten wir eine beschwerliche Fahrt mit mehrfachem Wechsel zwischen Eisenbahn und Anhalter überstehen, bis wir am 19. Januar 1943 am späten Abend bei unserer Politische Verwaltung ankamen. Die 300.000 Mann zählende Stalingrader Gruppierung der deutschen Wehrmacht war zu diesem Zeitpunkt bereits vollständig eingekesselt. Es war, als habe man bereits auf uns gewartet: Man teilte uns auf der Stelle unsere Arbeit zu. Dass wir zwei Wochen fast nicht geschlafen hatten und dass wir unsere Drei-Tage-Verpflegung, die man uns zugeteilt hatte, immer weiter in die Länge ziehen mussten, spielte keine Rolle. Um zwei Uhr nachts, als unser Chef Oberst Piterskij kam, um unsere erste Arbeit an der Front zu begutachten, fragte er, ob wir schon irgendwo untergekommen seien und etwas gegessen hätten. Als er erfuhr, wie es uns ergangen war, wurde im Nu alles Notwendige erledigt. Noch in derselben Nacht übertrug man mir die Funktion eines Dolmetschers und Korrektors der 7. Verwaltung innerhalb der Politischen Verwaltung der Südwestfront. Erst im Juni erhielt ich auf Befehl des Militärrats der Front einen offiziellen Status: den Rang eines Unterleutnants. Im Herbst wurde die Südwestfront dann in 3. Ukrainische Front umbenannt. Bis zur Überquerung des Dnepr durch die sowjetischen Truppen im November 1943 war ich hier tätig.

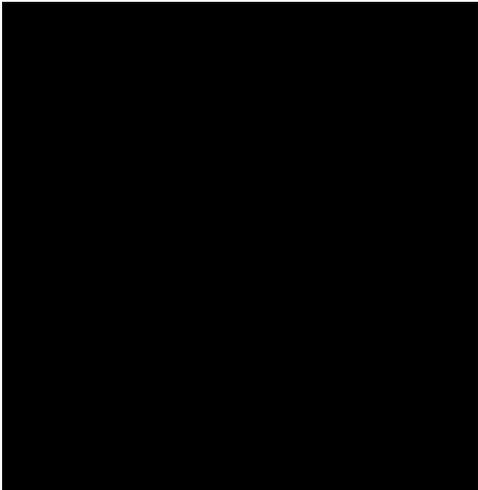
Die täglichen Belastungen waren enorm. Bis zum Ende des Krieges war an Ausschlafen nicht zu denken. Es war üblich, dass zweimal in der Woche zwei Tage und Nächte hintereinander durchgearbeitet wurde. Das, was wir zu leisten hatten, war stets Arbeit und Kampf zugleich. Die Effektivität hing von Situation und Zeit ab, bisweilen vom Zufall. Wie jegliche andere Tätigkeit der Einwirkung auf den Gegner (Artilleriebeschuss, Bombardierung, Kampfaufklärung usw.) war auch unsere Arbeit das Ergebnis kollektiver Leistung. Sie war vorwiegend intellektuell, erforderte höchste Konzentration, und der persönliche Beitrag jedes Einzelnen von uns, sei es ein Erfolg oder ein Misserfolg gewesen, war nur schwer festzustellen.

Ich habe fast jede Art jener speziellen Tätigkeiten erlernt, die es an der „Besonderen Front“ gab – wie unsere Arbeit von General Burcev, unserem Moskauer Chef, genannt wurde. Es musste zu lokalen, allgemeinen und eiligen operativen Themen Material gesammelt werden, und dazu waren überzeugende Flugblätter – gleich in deutscher Sprache – zu verfassen. Ganze Stöße von Flugblättern waren zu korrigieren, und zugleich musste ihre pünktliche Verteilung organisiert werden, damit sie rechtzeitig an die Adressaten gelangten. Manchmal war es so, dass ich die Texte,

wenn ich sie verfasst hatte, auch noch gleich selbst ins Mikrofon der Lautsprecheranlage gesprochen habe. In schwierigen Situationen mussten wir uns auch ganz unmittelbar an den Gegner wenden. Dafür gab es eine Extra-starke-Lautsprecheranlage. Diese war an einen speziellen Kraftwagen mit einem Elektrogenerator eines Motors montiert und hatte gewaltige Verstärker und fünf Megafone. Drei waren mit Hochfrequenz und zwei mit Niederfrequenz, das bewirkte, dass die Sprache deutlicher zu hören war. Die Gesamtstärke der Lautsprecher betrug bis zu 500 Watt.

In der Armeearbeit gab es noch spezielle Schützengraben-Lautsprecheranlagen (90 Kilo schwer, mit Akkumulatoren!), die wir selbst, zu dritt, in der Regel in der Dunkelheit, kriechend, auf dem Rücken tragend bis an die vorderste Stellung brachten, oft bis zur äußersten Sicherheitsgrenze. Den Schalltrichter haben wir so nah wie möglich an „deren“ vorderste Linie getragen – bis zur neutralen Zone; und dort haben wir ihn dann ausgerichtet und weiter in die Höhe gehoben. Nach der Übertragung, als der letzte „Depp“ von „denen“ unseren Standort bestimmt schon erahnt hatte, mussten wir den Schützengraben-Lautsprecher, der für uns ein ungeheuer wichtiges, unentbehrliches Gerät war, zusammen mit den 250 bis 500 Meter langen Leitungen wieder zurücktragen und die Leitungen auf die Spule wickeln. Das war eine äußerst beschwerliche Arbeit! Die Stärke dieses Schützengraben-Lautsprechers hatte 25 bis 90 Watt. Dafür konnte die Übertragung aber unter „komfortablen“ Bedingungen stattfinden: aus einem gut eingerichteten Versteck. Das war ein Schützenloch, das mit einem Regenumhang abgedeckt war, damit man eine kleine Lampe einschalten konnte und Licht hatte, um den Text lesen oder die Nadel auf die Grammophonplatte legen zu können. Wir hatten nämlich einen Plattenspieler, der per Hand angekurbelt wurde. Die Extra-starke-Lautsprecheranlage konnte jedoch nicht in einem Versteck untergebracht werden. Sie war von der Größe eines Packwagens, etwa wie ein Moskauer Brotkarren, auf dem jene drei Hochfrequenz-Megafone angebracht waren, und an dessen Rückwand sich die beiden gewaltigen eingebauten Niederfrequenz-Megafone befanden. Diese Anlage sollte möglichst auf einem Hügel aufgestellt werden, damit man unsere Informationen weithin hören konnte.

Meine erste Übertragung mit der Extra-starken-Lautsprecheranlage habe ich am Dnepr gemacht, und zwar in Richtung der Stadt Dnepropetrowsk. Das war zu dem Zeitpunkt, als unsere Truppenteile gerade dabei waren, den Brückenkopf etwas oberhalb des Dnepr einzunehmen. Wie uns später die Einwohner und die Gefangenen berichtet haben (die damals zwölf Kilometer von uns entfernt waren), konnte man uns dank des Widerhalls von der Wasseroberfläche des Dnepr in der ganzen Stadt



Gregor Kurella 1942 als Leutnant und
Militärdolmetscher der Roten Armee

hören. Während der Übertragung hatten uns die deutschen Schallmessstationen offensichtlich erfasst, denn sie schossen auf uns mit recht weitreichenden Geräten großen Kalibers. Getroffen hatten sie jedoch nicht, da unser erfahrener Kommandeur der Extra-starken-Lautsprecheranlage die Schalltrichter zusammen mit der Maschine so aufgestellt hatte, dass es schien, unsere Übertragung komme (entsprechend Berührungslinie) von einem Waldrand. Daher landeten die ankommenden

Geschosse etwa 500 Meter von uns entfernt in einem kleinen Wald. Das war meine Feuertaufe.

Zu dieser Zeit haben oft auch deutsche Kriegsgefangene als Sprecher an der Extra-starken-Lautsprecheranlage gearbeitet. Sie waren Vertreter des „Nationalkomitees Freies Deutschland“ und des „Bundes deutscher Offiziere“. Auch ich war als Sprecher tätig, weil ich der Einzige in der Abteilung war, der keinen russischen Akzent hatte, und weil ich der Jüngste war.

Um wirksame Flugblätter herstellen und Übertragungen für die Extra-starke-Lautsprecheranlage vorbereiten zu können, musste man sich fast täglich mit „interessanten“ Kriegsgefangenen unterhalten. Hier kam es weniger auf militärische Aufklärung an als auf persönliche Erfahrungen, Verbindungen und spezielle Kenntnisse, d. h. all das, was für unsere Arbeit nützlich sein konnte. Das waren Unterhaltungen und keine Verhöre, und wir haben natürlich auch keine Protokolle angefertigt. Wir mussten nur schnell herausfinden, was für einen Menschen wir vor uns hatten und was er uns Interessantes berichten konnte, zum Beispiel über die Stimmung unter den Soldaten, über die Offiziere, über die Versorgung und was sie von zu Hause erfahren hatten. Wir haben sogar Witze gesammelt, die sich die Gefangenen erzählten. Wenn es sich um einen Überläufer handelte, so erkundigten wir uns, ob es in seiner Einheit noch mehr Soldaten gab, die seine Ansichten teilten. Mit der Zeit sind wir dazu über-

gegangen, sie in ihre Einheiten zurückzuschicken, um Gleichgesinnte zu holen. Vertreter des „Nationalkomitees Freies Deutschland“ und des „Bundes deutscher Offiziere“ gingen oft für längere Zeit in das deutsche Hinterland. Sie warfen Flugblätter ab oder hinterließen sie an den jeweiligen Orten, wo sie gewesen waren. Sie nutzten auch noch viele andere Methoden der Agitation unter den Truppen. Dabei handelte es sich aber nicht immer um Deutsche. Bei Stalingrad stand uns die 8. italienische Armee gegenüber, die in ganzen Kompanien in Gefangenschaft überlief und mit denen dann italienische Kommunisten arbeiteten. Unter diesen war zum Beispiel Palmiro Togliatti. Es gab auch Kriegsgefangene, die die rumänische Sprache beherrschten und mit uns zusammengearbeitet haben. Das war bei Stalingrad der Fall, wo die gesamte rumänische Armee zerschlagen worden war, und auch am Dnestr, sowie später, als wir Rumänien durchquerten.

Im September 1944, als unsere 46. Armee nach Bulgarien kam, haben wir uns Leute gesucht, die Griechisch konnten. Es ergab sich dann aber, dass sie nicht eingesetzt werden mussten, da die sowjetischen Truppen Griechenland nicht betraten. (Dies hatte folgenden Grund: Bei den Beratungen zwischen Stalin und Churchill in Moskau im Oktober 1944 war es hinsichtlich der Zukunft der Länder Ost-, Mittel- und Südosteuropas auf Bestreben Churchills zu einer Übereinkunft gekommen, dass England in Bulgarien und Rumänien weitgehend auf Einfluss verzichten werde und die Sowjetunion dafür auf Einfluss in Griechenland.) Mit unserer Dienststelle haben auch deutsche kommunistische Aktivisten und antifaschistische Schriftsteller zusammengearbeitet, zum Beispiel bei Stalingrad Walter Ulbricht, Friedrich Wolf und Willi Bredel, bei Velikie Luki mein Vater Alfred Kurella (der, wie oben erwähnt, mehrfach an der Front mit besonderen Aufträgen betraut worden und seit den ersten Kriegstagen Mitarbeiter der 7. Verwaltung innerhalb der Politischen Hauptverwaltung ohne Rangzuweisung war). Zu ihnen gehörten neben Vertretern des „Nationalkomitees Freies Deutschland“ auch antifaschistische Schauspieler. Für unsere Arbeit haben selbst Neulinge unter den Kriegsgefangenen und italienische, polnische, ungarische, rumänische und spanische Antifaschisten eine bedeutende Rolle gespielt. Sie verfassten Aufrufe für die Lautsprecheranlage und Flugblätter, die spezifische Wendungen aus ihren Muttersprachen, aus deutschen Dialekten, dem Soldatenjargon oder dem Alltagsleben enthielten, anhand derer man erkennen konnte, dass die übermittelten Nachrichten nicht von „russischen Kommissaren“ ausgingen, sondern von „eigenen“ Leuten.

Für unsere Chefs fertigten wir regelmäßig Berichte über zentrale und lokale Trophäen-Zeitungen an, aus denen Informationen über die Lage in

Deutschland entnommen werden konnten. Der Grund dafür war, dass in der Wehrmacht die Divisionen oft nach territorialem Prinzip zusammengestellt wurden, damit sich die Soldaten angesichts der Vielzahl deutscher Dialekte gegenseitig richtig verstehen konnten. Manche deutsche Divisionen wurden auch mit kleineren örtlichen Presseorganen versorgt. Von einigen konnten wir sogar vollständige Sätze zusammenstellen. Unter diesen Druckerzeugnisse waren bisweilen sogar offizielle zentrale deutsche Nachrichtenblätter. Viele in sozial-politischer Hinsicht wichtige Informationen konnten wir Briefen entnehmen, die in abgeschossenen deutschen Flugzeugen bei Stalingrad bzw. bei Korsun-Ševčenkovskij gefunden worden waren. Und bisweilen erhielten wir sogar ausführliche Tagebücher.

In den Jahren 1941 und 1942 war die Arbeit der 7. Verwaltung und ihrer Gliederungen noch nicht sehr effektiv gewesen. Denn unsere Armee war (mit Ausnahme der Schlacht um Moskau) im Wesentlichen auf dem Rückzug begriffen. Auf der gegnerischen Seite standen aber kampferfahrene Truppenteile, die von ihren leichten Siegen, die sie zu Anfang des Krieges erlebt hatten, beflügelt waren. Da war es schwer, jemanden zum Überlaufen zu bewegen, „um sein Leben zu retten“ oder „weil der Krieg für ihn ohnehin verloren“ sei. Die ersten Überläufer, die uns alle namentlich bekannt waren, kamen aus Überzeugung und hatten sich schon vorher darauf vorbereitet. Es war riskant überzulaufen. Denn dabei musste man die zurückweichenden sowjetischen Truppenteile noch einholen bzw. man musste es schaffen, dorthin zu gelangen, wo eingeschlossene sowjetische Soldaten versuchten, den Kessel zu durchbrechen. Jene, die für sich beschlossen hatten überzulaufen, brauchte man nicht zu agitieren; sie kamen bei der ersten Gelegenheit.

Nach der Schlacht um Moskau stellten sich die ersten positiven Ergebnisse der Agitationsarbeit der Roten Armee in Bezug auf die Soldaten der deutschen Wehrmacht ein. Wirklich erfolgreich wurde unsere Tätigkeit, als die Stalingrader Gruppierung zerschlagen wurde und in der Zeit danach. Damals war es gelungen, die Front- und Armeearbeitungen und -gruppen kadermäßig zu verstärken. Es war kein Zufall, dass gerade jene zu den Mitbegründern des „Nationalkomitees Freies Deutschland“ und danach auch des „Bundes deutscher Offiziere“ gehörten, die nach der Stalingrader Schlacht in Gefangenschaft geraten bzw. auf unsere Seite übergelaufen waren. Über 300.000 Wehrmachtsangehörige waren eingekesselt worden; in Gefangenschaft kamen (oft in erbärmlichem Zustand) 90.000, von denen bei Weitem nicht alle überlebten. Für die Gefangenen wurden umgehend Lazarette eingerichtet. Die Lager, in die die Gefangenen gebracht worden waren, wurden entsprechend den Normen unserer im Ein-

satz befindlichen Truppenteile gepflegt. Damals konnte nicht einmal die Bevölkerung im Hinterland so versorgt werden. Und dies sprach sich natürlich auch schnell unter den im Kampf stehenden deutschen Truppen und deren Verbündeten herum. Diese Nachricht zeigte in erster Linie bei den Rumänen und Italienern Wirkung, von denen sich ganze Einheiten und sogar Truppenteile ergaben.

Während der Kämpfe um Budapest gelang es uns, nördlich von Kecskemet zu erreichen, dass ein ganzes ungarisches Fliegerabwehrregiment samt seinem Kommandeur und einem Teil seines Stabes auf unsere Seite überlief. Und während des Durchbruchs deckten sie noch unsere angreifenden Einheiten und lenkten dabei das Feuer auf eine zur Abriegelung hinter ihnen stehende SS-Einheit, um dieser den Rückzug abzuschneiden. Dieses Regiment fuhr dann mit seinen eigenen Fahrzeugen und seiner ganzen „Wirtschaft“ in Gefangenschaft. Nur die Flakgeschütze waren von den Fahrzeugen genommen worden. Dann schickten wir von den am Vortag in Gefangenschaft geratenen Soldaten einige als Agitatoren in das belagerte Budapest und holten mit ihrer Hilfe alle Leichtverwundeten eines Lazarett, die einigermaßen gehen konnten (wenn ich mich recht entsinne, waren es 1.164 Mann), auf unsere Seite.

Bisweilen wurden uns auch Funktionen übertragen, mit denen wir nie gerechnet hätten. In der Nacht zum 20. August 1944 zum Beispiel sollten wir vor dem Betreten Bessarabiens und dann auch Rumäniens zwischen den Flüssen Dnestr und Turunčuk mithilfe von Phonogrammen (so würde man das jetzt wohl nennen) Geräuschaktivitäten unserer Truppen vortäuschen, so als würden gegenüber dem Dorf Purkari Panzer auffahren und das Übersetzen über den Dnestr vorbereiten. Und inzwischen wurden die dort befindlichen Divisionen zum Durchbruch in das Gebiet von Slobodzeja und Dnestrovskie kruči abgezogen. Ähnliches geschah später nochmals, als unsere 46. Armee die serbische Vojvodina befreite und allein das linke Donauufer decken musste – das war die linke Flanke der 2. Ukrainischen Front (in die wir aus der 3. überstellt worden waren). Die Front selbst bewegte sich da auf Budapest zu. Der Frontbereich, den unsere Armee einnahm, lag entlang der Donau, etwa von Novi Sad bis fast nach Budapest. So sind wir also mit dem Schützengrabenmefafon den Fluss entlang gezogen und erweckten den Anschein einer großen geschlossenen Truppenverschiebung. In Wirklichkeit aber erstreckte sich eine stark dezimierte Kompanie über etwa 36 Kilometer Front. Dabei kam oft auf einen Kilometer nur eine Gruppe von zwei-drei Mann, die ihre Position hielten, so gut sie konnten. Wo es möglich war, wurden Minen gelegt, und manchmal, wenn sich jemand fand, der die deutschen

Selbstfahrartillerie-Geschütze „Ferdinand“ lenken und bedienen konnte, wurde aus deren Kanone geschossen: Da musste sich jedoch jeder selbst befähigen, musste selbst lenken, selbst laden und sein eigener Richtschütze sein.

Während die Truppenteile und Verbände der 3. Ukrainischen Front Belgrad vom Süden und Osten her befreiten, haben wir die nördlichen am Ufer gelegenen Vororte befreit, zum Beispiel Pančevo. Indem sich diese Front in nördlicher Richtung fortbewegte, füllte sie nach und nach unsere linke Flanke auf, und wir konzentrierten uns darauf voranzukommen, um Budapest einzuschließen. Erst danach überquerte unsere 46. Armee gemeinsam mit den anderen Einheiten die beiden Flussarme der Donau, die die Insel Czepel umgeben. In den Weihnachts- und Neujahrstagen wurde dann Budapest eingeschlossen.

Es gab auch Fälle, dass unsere Truppen ganz unerwartete Hilfe erhielten. Einmal ergab sich dies durch eine Aktennotiz, die ich dem zweiten Mitglied des Militärrats der Armee übermittelt hatte. Darin hatte ich ihn darüber informiert, dass ich zufällig die Bekanntschaft eines schweizerischen Ingenieurs gemacht hatte, der in einem rumänischen Kohlenunternehmen in Petroșani tätig war. Das war gerade zu dem Zeitpunkt, als wir kampflos im Alleingang das Zentrum der Karpaten überwandern, von wo aus wir durch die Stadt Timișoara von Norden her Jugoslawien betraten. Dieser Ingenieur war gerade auf dem Wege in seine Heimat, die neutrale Schweiz. Er hatte Arbeitserfahrungen untersucht, wie abgewetzte Oberflächen von Maschinenteilen mit Metalldämpfen besprüht und durchlöcherter Gusserzeugnisse, ohne schweißen zu müssen, geflickt werden können (heute Plasmastrahl). Dabei handelte es sich um Kurbelgehäuse bei Motoren (von Traktoren, Kraftwagen, Panzern usw.). Der Ingenieur hatte sich bereit erklärt, unseren Mechanikern das dosierte Besprühen sogar von Hartguss beizubringen, und mich gebeten, dies bei uns mitzuteilen. Natürlich stieß dieses Angebot auf großes Interesse, zumal „mein“ Mitglied des Militärrats vor dem Krieg Prorektor des polytechnischen Instituts in Tomsk gewesen war.

Nachdem wir im August 1944 die Grenzen der UdSSR überschritten und Ungarn betreten hatten, nahm unsere Tätigkeit einen anderen Charakter an. Die Kontakte zur Bevölkerung traten stärker in den Mittelpunkt. Wir wurden zum wichtigsten Verbindungsglied zwischen der örtlichen Bevölkerung und unserer nachfolgenden Armee. Das traf auch auf Rumänien, Bulgarien und Jugoslawien zu. In diesen Ländern waren die lokalen Verwaltungsorgane erhalten geblieben, sodass wir keine neuen initiieren mussten. In Ungarn haben wir in den ersten Tagen nach der Besetzung einiger Ort-

schaften, für die noch keine Kommandanten ernannt worden waren, Initiativgruppen ins Leben gerufen, die dafür sorgten, dass nicht marodiert wurde und dass die Wasserversorgung, die Produktion usw. nicht unterbrochen wurden. Außerdem haben wir Verbindung zu loyalen Vertretern der Intelligenz, zu Pfarrern und Tierärzten, Ingenieuren und Arbeitern gesucht, um uns ein Bild von der Situation zu verschaffen. Es galt, so schnell wie möglich einigermaßen normale Bedingungen in unserem Hinterland, d. h. dem Hinterland der voranschreitenden Roten Armee, zu gewährleisten und die Truppenführung, besonders die rückwärtigen Dienste, über die Besonderheiten des Lebens – Struktur der örtlichen Organe, Wohnungswirtschaft und medizinische Betreuung – zu informieren. Überall war unsere Initiative gefragt. Wir konnten nicht warten, bis irgendwelche Anliegen, Anweisungen, Befehle und Forderungen seitens der Chefs an uns herangetragen wurden. Nur so konnten wir unseren Truppen unnötige Missverständnisse, Aufregungen und größere Unannehmlichkeiten ersparen. Im ungarischen Tatabánya zum Beispiel hatte ich einige Stunden, nachdem unsere Truppenteile die Stadt betreten hatten, erfahren, dass es dort einige Schachtanlagen mit reichen Bauxitvorkommen, jedoch sehr schlechten hydrologischen Bedingungen gab. Wenn man dort die Entwässerung nicht sofort in Ordnung gebracht hätte, wären die Schachtanlagen für lange Zeit nicht zu nutzen gewesen. Daher habe ich den Arbeiter, der mir dies mitgeteilt hatte, auf meine eigene Verantwortung beauftragt, mit gleichgesinnten Ingenieuren und Arbeitern Maßnahmen einzuleiten. Als ich ihnen erklärte, warum sie selbst am meisten daran interessiert sein müssten, dass die Schächte funktionsfähig bleiben, wies ich besonders darauf hin, dass sie selbst arbeitslos werden würden, wenn dort alles unter Wasser stünde, und dass dies nichts mit unserer Armee, mit neuen Verwaltungsorganen oder Eigentumsformen zu tun habe. Die elf Leute, die der Arbeiter am nächsten Morgen zusammengebracht hatte, haben dann die Stromversorgung für den Wasserabfluss der Schächte in Ordnung gebracht. Und wir zogen weiter.

Im befreiten Wien erhielt ich die Genehmigung, mich von der Truppe „zu entfernen“. Meine Großeltern hatten bereits seit den Vorkriegsjahren am rechten Donauufer in der Rudolfinerstraße gewohnt. Als sich der Nationalsozialismus in Deutschland weiter verstärkte, war es für sie mit ihren projüdischen Wurzeln dort gefährlich geworden und sie waren 1936 nach Wien übersiedelt, wo meine Großmutter geboren war und wo ihre Verwandten wohnten. Auf dem Wege dorthin traf ich auf der Straße eine Frau mit einem Kind. Diese Begegnung ist in mir haften geblieben, da sie etwas Symptomatisches vermittelte. Mir schien, als sei die Frau erschrocken gewesen, weil ich die Uniform eines sowjetischen Offiziers

trug. Deshalb sprach ich sie in leicht wienerischer Mundart an, um sie zu beruhigen. Und da antwortete sie: „Ich habe ja gar keine Angst. Wir wissen ja, dass Russen einer Frau mit Kind niemals zu nahe treten würden.“

Schnell fand ich das Haus meiner Großeltern, traf sie aber nicht an. Eine Nachbarin, die über das Erscheinen eines sowjetischen Offiziers anfangs etwas befremdet war, erzählte mir dann, dass schon bald nach dem zwangsweisen „Anschluss“ Österreichs an Hitlerdeutschland 1938 bei meinen Großeltern mehrfach Haussuchungen stattgefunden hätten und sie dann von der Polizei abgeholt worden seien. Es habe eine Denunziation aus Möser bei Magdeburg vorgelegen, wo die Großeltern früher ein Sommerhaus mit Garten besaßen. Obgleich die Wiener Polizei nichts Schuldhaftes gefunden habe, wurden meine Großeltern in das KZ Theresienstadt deportiert, wo sie umgebracht wurden.

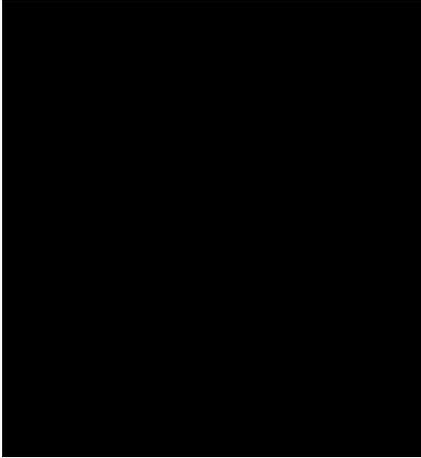
Ich möchte noch etwas über unsere „friedfertigen“ Deutschen berichten, mit denen wir zusammengearbeitet haben. Sie wurden von den Rotarmisten meist „Fritz“ genannt. Ihre Zahl wuchs zusehends. Mit manchen hat sich im Laufe der Zeit eine gute Zusammenarbeit entwickelt. Einige sind bei der Erfüllung von Aufträgen des „Nationalkomitees Freies Deutschland“ gefallen. Die Front- und Armee-, auch die Divisionsbeauftragten des Nationalkomitees haben an der Front bei den Übertragungen mit den Extra-starken-Lautsprechern und den Schützengrabenmegaphonen selbstlose Arbeit geleistet. Einige gingen auch ins Hinterland der deutschen Truppen, besonders in eingekesselte Gruppierungen. Zu anderen wiederum haben sich sogar freundschaftliche Beziehungen herausgebildet. So habe ich nach dem Krieg, wenn ich zu wissenschaftlichen Konferenzen in die DDR fuhr oder mit Studenten unserer Fakultät im Austauschpraktikum war, den früheren Frontbeauftragten des Nationalkomitees Eberhard Charisius mehrfach besucht. Er war der erste Flugzeugführer der Luftwaffe Hitlerdeutschlands, der am Morgen des 22. Juni 1941 bei L'vov fünf Stunden nach dem Überfall auf die Sowjetunion bei seinem ersten Kampfeinsatz gegen die UdSSR in sowjetische Kriegsgefangenschaft geriet (nachdem er früher schon zahlreiche Kampfeinsätze gegen England geflogen hatte). Die Notlandung, die er vollziehen musste, hatte er jedoch nicht beabsichtigt. Der Motor war ausgefallen. Er landete mit seiner Heinkel noch mit voller Bombenlast. Sein Navigator erschoss sich vor Angst. Die übrigen Besatzungsmitglieder gingen mit Charisius in Gefangenschaft. Sie mussten erst suchen, bei wem und wo sie sich ergeben konnten. Der aktive Berufsflieger, den man zwar ebenfalls noch agitiert hatte, der aber auch selber einen Ausweg aus dem Krieg suchte, hatte seine Dienste und seine Hilfe von selber angeboten. Er kam noch im

Winter 1943 zu uns an die Front. Mit seinen internen Kenntnissen über die deutsche Wehrmacht hat er der 7. Verwaltung innerhalb der Politischen Verwaltung der 3. Ukrainischen Front sehr geholfen. Nach dem Krieg hat er eine Militärakademie in Moskau besucht und war dann in der DDR Kommandeur einer Panzereinheit. Nachdem er als Generalleutnant in Pension gegangen war, unterrichtete er noch in einem Technikum für Maschinenbau in Dresden. Seine Studenten haben ihn sehr verehrt. Er war eine markante Persönlichkeit: etwa zwei Meter groß, rotblond und mit Sommersprossen, gutmütig, etwas phlegmatisch, aber ein sehr schneller Denker, wenn es zu entscheiden galt, was zu tun war und wie gehandelt werden musste.

Als der Krieg zu Ende war

Die 46. Armee zog sich nach dem Ende des Krieges durch die anliegenden Länder wieder bis nach Odessa zurück und wurde dann aufgelöst. Ich wurde zur Sowjetischen Militäradministration in Deutschland abkommandiert.

Seit meiner Ankunft in Deutschland trug ich mich mit dem Gedanken, einmal in meinen Geburtsort Möser zu fahren, um zu sehen, wie dieser Ort den Krieg überstanden hatte. Da ich bei meinem Aufenthalt in Wien erfahren hatte, dass meine Großeltern kurz vor Kriegsende im KZ ermordet worden waren, interessierte mich auch, was aus dem Gartenhaus meines Großvaters geworden war, denn es war ja mein Geburtshaus. Mit einem befreundeten Offizier machte ich mich an einem Sonntag auf den Weg. Die etwa einen Kilometer lange Kastanienallee, die vom Bahnhof bis in die Nähe unseres Hauses führte, und der Anblick desselben, das ich sofort wiedererkannte, weckten in mir heimatliche Gefühle. Ich ging am Zaun entlang bis zur Gartentür. Alles war still. Keine Menschenseele war zu erblicken. Die sich leicht bewegende Gardine eines Fensters ließ erahnen, dass wir beobachtet wurden. Da entschloss ich mich, die Gartentür zu öffnen. Mein Freund wollte sich den Ort etwas näher ansehen, und ich ging ins Haus und klingelte. Nichts regte sich. Nachdem ich erneut geklingelt hatte, wurde die Tür einen kleinen Spalt weit geöffnet, und eine Frauenstimme fragte nach meinem Wunsch. Mir war klar, dass meine sowjetische Uniform Verwirrung ausgelöst haben musste. Um diese nicht zu vergrößern, nutzte ich die Tatsache, dass ich an der Schulter eine Wunde hatte, und bat um einen Verband. Da öffnete sich die Tür etwas weiter, und ich sah, dass ich mit meinem Wunsch sogar an der richtigen Stelle war. An der Tür stand – nun auch noch über meine fließende deutsche Spra-



Dr. rer. nat. habil. Gregor Kurella, Moskau

ihr das Haus, da es leer stand, einstweilen zur Verfügung gestellt hatte. Als ich die Treppe wieder hinunterging, fragte ich sie nach dem Spielplatz im Garten und der kleinen Tür, die im Zaun zum Ausgang führt. Da wurde aus ihrer anfänglichen Verwirrung Konfusion und Sprachlosigkeit, und ich beeilte mich, das Rätsel mit der Eröffnung zu lösen, dass ich in diesem Haus geboren war.

Bis Juli 1949 war ich noch in Potsdam und Berlin als Hauptreferent für Jugendarbeit tätig. Da ich studieren wollte, bat ich, mich auf eigenen Wunsch – im Rang eines Oberleutnants – in die Reserve zu entlassen. Noch im selben Jahr wurde ich in die biologisch-bodenkundliche Fakultät der Moskauer Lomonosov-Universität aufgenommen. Nach Diplom und Aspirantur habe ich auf dem Gebiet der polyelektrolytischen Eigenschaften des Protoplasmas promoviert und war am Lehrstuhl Biophysik als wissenschaftlicher Mitarbeiter, ab 1977 als Dozent tätig.

Über das Hauptgebiet meiner wissenschaftlichen Forschung, die Bioelektrochemie der Zelle, sind ca. 130 Arbeiten in den einschlägigen Fachzeitschriften des In- und Auslandes sowie entsprechende Kapitel in Lehrbüchern für Biophysik und Zytologie erschienen. Es war mir Bedürfnis und Freude, dass ich nach diesem verheerenden Krieg auch an der Ausbildung einer neuen Generation von Studenten und Doktoranden teilnehmen konnte.

In den Fußstapfen meiner früheren Tätigkeit an der Front als Dolmetscher habe ich auch weiterhin oft als Sprachmittler und als Synchrondolmetscher auf zahlreichen Konferenzen, Symposien und Kongressen so-

che sehr verwundert – eine Diakonissin. Ich erklärte ihr, dass ich ein Deutscher sei, der in der Roten Armee für die Befreiung von der Nazi Herrschaft gekämpft hat. Die Frau war sofort bereit, mir zu helfen, und bat mich in die Wohnung. Wir gingen in die zweite Etage. Korridor, Treppe, Diele – alles erschien mir wie früher. Als ich plötzlich im Zimmer meiner Mutter stand, wurde mir ganz feierlich zumute. Mein kleines Zimmerchen lag gegenüber. Die Frau erzählte mir, dass sie Flüchtling aus Asien sei und man

wie als Übersetzer wissenschaftlicher Arbeiten nützlich sein können, wie zum Beispiel bei der russischen Übersetzung der zum Standardwerk gewordenen „Allgemeinen Mikrobiologie“ des Göttinger Professors H. G. Schlegel in der ersten und einer weiteren überarbeiteten und erweiterten Auflage.

Nun schon in meinem 90. Lebensjahr stehend, war ich neben meiner Mitgliedschaft im Präsidium des Rats der Moskauer Gesellschaft der Naturforscher auch immer wieder gern als ehrenamtlicher Mitarbeiter der deutschen Redaktion des Rundfunksenders „Golos Rossii“ (Die Stimme Russlands) tätig, wo ich auch oft – stets in ehrendem Gedenken an unsere Frontkämpfer am Schützengraben-Lautsprecher – noch Jahrzehnte lang das Mikrofon in der Hand hielt. Erst in den letzten Jahren musste ich aus gesundheitlichen Gründen die Mitarbeit beim Rundfunk einstellen.

Moskau, 18. März 2015